

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 30 (1926-1927)
Heft: 1

Artikel: Der Mutterkuss
Autor: Flachsmann, Reinh.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662118>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

über einen rauhen Ton anzuschlagen oder vielleicht weniger rücksichtsvoll zu sein, als gegen Fremde. Man dulde keinen Unfrieden, keine Zwietracht, keine Spöttereien, halte die Geschwister an, stets in liebenswürdiger und netter Weise miteinander zu verkehren und treffe sofort Maßregeln, den beginnenden Streit im Keime zu ersticken. Bald genug werden die Kinder die Segnungen einer friedvollen Häuslichkeit, des friedliebenden Verkehrs untereinander selbst empfinden und begreifen lernen; und noch in späteren Jahren werden sie sich voll Dankbarkeit daran erinnern, daß es ihre Eltern waren, die in ihre Seelen den Keim friedfertiger

Gefinnung legten, ihn sorgsam pfl egten und zur Entfaltung brachten, so daß das Elternhaus vor ihrem geistigen Auge als eine wahre Stätte des Friedens und der Eintracht als nachahmungswertes Beispiel unauslöschlich fortlebt. „Weißt Du, was „Friede“ bedeutet und „Eintracht“ im eigenen Hause? Ewige Sonne Euch lächelt, wenn Du ständig bemüht, zu bereiten Allen den Deinen nur Freude und Liebes, so weit Du im Stande. Bald ja kann kommen die Zeit, wo Du bitter bereuen es würdest, Lieblos gewesen zu sein und Störer des Glücks und des Friedens. „Harmonie“, doch „Harmonie“, sei stetig und ständig Dein Wahlspruch!“

Erkenntnis.

(P. Boesch.)

Wenn das große Stillesein des Kranken anbricht, das aus der Tiefe kommt, in die Tiefe geht, dann bricht die Heilung von innen heraus an. Denn aus der Seele kommt Erkennen, Sammlung und Harmonie.

Nicht an der Gelegenheit zur Freude fehlt es dem Menschen, aber an der Fähigkeit sich freuen zu können. Es ist ein feines Geheimnis um die Freude, sie ist selbst eine Kraft und beruht weder auf Gesundheit noch einem äußeren Gut.

Solange ich mein Leiden an sich sah, wünschte ich es leidenschaftlich fort, als Hemmnis meines Lebens. Erst als ich es als Förderer meiner

innersten Entwicklung erkannte, überkam mich meinem Leiden gegenüber ein herrliches Stillewerden. Es war mir, als sollte ich mein Leben in steter Gegenwart eines ernstesten wahren Freundes zubringen.

Jedes Leben hat seine Ausgleiche; wohl uns, wenn wir zum innern Einsehen kommen und die Ausgleiche, die sich auch in unserm Leben finden, gelten lassen.

Es ist etwas Wundervolles, Geheimnisvolles um das persönliche Leben. Und doch scheint mir bisweilen, als hätte man kein Recht auf volles Ausleben desselben.

Der Mutterkuß.

Von Reinh. Flachsman.

Ich bin armer Leute Kind, das schon mit 8 Wochen Lebensdauer fremden Leuten zur „Kost“ und Erziehung übergeben wurde. Mein lieber Vater war wohl ein geschickter Arbeiter, aber sein Lohn reichte nicht hin, um die Schulden zu begleichen, die er mit der Mutter zusammen durch ihre Liebesheirat hatte übernehmen müssen; so mußte halt auch meine Mutter, ganz wie in ihrer Mädchenzeit, jeden Werktag in die Fabrik gehen und dort vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Maschinenaal mithelfen, unser täglich Brot zu verdienen. Aber unglücklich waren meine Eltern deswegen doch nicht; über alle Mühsal und Leiden hinweg half ihnen eine starke und gesunde Liebe und der unversiegbare Glaube an eine bessere Zukunft, die sie sich mit ernster und angestrenzter Arbeit erschaffen wollten. Leider befand sich die

Fabrik, in welcher meine Eltern arbeiteten, nicht am Orte, wo wir wohnten, so daß ich nur tagsüber hätte fremden Leuten übergeben werden müssen, sondern sie war erst nach einer Viertelstunde Eisenbahnfahrt erreichbar. So wurde ich fremden Leuten übergeben, die sich für das bezahlte Geld, schlecht und recht, wie man zu sagen pflegt, meiner annahmen. Nur am Tag des Herrn, am Sonntag, durfte ich zu meinen Eltern. Dann war ich doppelt glücklich, mit dem Vater spielen zu dürfen und mit ihm über Feld zu spazieren oder von der Mutter geherzt und geküßt zu werden. Aber, ach, wie wenig Zeit hatte auch am Sonntag die Mutter. Da gab es immer mehr als genug zu waschen und zu flicken. War es da ein Wunder, wenn während der kurzen freien Stunden mich die Mutter etwas verhätschelte,

wie die Leute sagten, sie, die doch schon wenige Stunden nachher beim Lärm der Maschinen und Transmissionen kaum mehr Zeit hatte, an ihren Einzigen zu denken? Die Mutter lehrte mich an Sonntag-Abenden beten, das Gute und Böse unterscheiden und sparte sich gerne etwas vom ohnehin kargen Neunuhr- und Vesperbrot ab, nur um mir eine Freude mehr bereiten zu können. Und immer wenn sie mich am Abend in mein Bettchen legte, so gab sie mir noch einmal einen herzlichen Kuß. Das behielt sie auch bei, als sie bei meinem zwölften Lebensjahr in der Fabrik gekündigt hatte und ich den ganzen Tag bei ihr sein konnte.

Ich hatte einen Kameraden, der, obwohl ein Jahr jünger als ich, doch stets mein Spielgefelle war. Auch er war armer Leute Kind und hatte noch sieben Geschwister. Sein Vater war Handlanger und trank leider viel, und auch seine Mutter war ein wildes Weib mit boshafter Zunge. Dabei war etwas seltsam: während ich zu Hause keine groben Wörter hörte, so hörte mein Freund mehr Fluchen als nicht — und trotzdem entwickelte er sich gefitteter als ich. Ich lernte, wenn ich bei ihm zu Hause war, bald eine Reihe kernhafter Flüche, die ich ganz ungeniert auf der Straße ertönen ließ und dabei bei den Leuten gar keinen guten Eindruck erweckte. Aber so sehr mir das wüste Reden zur Gewohnheit geworden schien, bei uns zu Hause sagte ich nie ein grobes Wort und zwar ohne mich hierzu anstrengen zu müssen. Der mehr stille und ernste Geist meiner Eltern zog mich immer wieder in seinen Bann. Aber je älter ich wurde und je unbändiger mein Temperament nach einer Auswirkung sich sehnte, umso lieber hielt ich mich bei meinem Freund, der Hermann Bär hieß, auf. Ich beneidete seine Freizeit, die ihm die Eltern unbekümmert ließen. Während ich immer pünktlich heim zum Nachteffen mußte, durfte Hermann, wenn es ihm beliebte, ruhig beim Spiel und den Kameraden bleiben, niemand sorgte sich darum, niemand kümmerte sich darum, im Gegenteil, die Geschwister waren froh, wenn für sie zum Essen mehr auf dem Tisch stand. Hermann bekam nichts mehr, wenn er sich verspätete, sondern mußte hungrig ins Bett. Ich mußte nach dem Betzeitläuten immer sofort heim, während Hermann auch da immer volle Freizeit genoß und ruhig weiter bis in die Nacht hinein sich im Freien tummeln durfte. Allerdings konnte es dann geschehen, daß er bei seiner Heimkehr das

Haus verschlossen fand und in einem Heuschaber übernachtet mußte, was indessen seiner Mutter keinerlei Kummer bereitete.

Bärs wohnten im Haus neben uns, aber zwischen den beiden Häusern lag ein schöner, großer Garten, den man mitten in den Häusergruppen recht angenehm empfand. Wie oft jauchzte am Morgen mein Herz, wenn ich die Vöglein ihre Morgenlieder singen hörte, und wie oft habe ich in späteren Jahren, im ruhigen Schweigen dieses Gartens, im Duft der Blumen, des Flieders, der Rosen, wenn sich die Nacht im Sternenkleide neigte, von Lieb und Glück geträumt. Aber gerade der freie Raum dieses Gartens hat es ermöglicht, daß etwas geschah, womit ich meiner lieben Mutter lange stillen Kummer bereitete.

Von Bärs sah man, besonders im Herbst, wenn die Bäume entlaubt waren, über den Garten hinweg schön in unsere Wohnung, nicht aber von uns nach der ihren, die höher lag.

Ich war wieder eines Tages bei Hermann in der Stube. Wir sprachen über allerlei, ohne daß sich Frau Bär, die in einer Ecke ein Überkleid flichte, um unser Gespräch interessiert hätte, bis ich von Hermann gefragt wurde: „Wohin gehen wir morgen?“ Ich erwiderte: „Wir flößeln!“ (Floß fahren.) Nun erhob plötzlich Frau Bär den Kopf und bemerkte höhnisch: „Was, Du flößeln! Da hätte ja Deine Mutter eine Höllenangst um ihren Einzigen. Denke Dir, Hermann, wie ich gestern Abend die Läden zuziehen will, da bemerke ich eben, wie seine Mutter ihn abgeschleckt und ihm den Gutenachtkuß gegeben hat. Ich mußte lachen. Die läßt Dich nicht aufs Floß.“ Ich spürte, wie ich über und über rot wurde und wie eine falsche Scham in mir aufstieg. Hermann sagte keine Silbe. Mir war es nicht mehr wohl in Frau Bärs Nähe und ich drängte ins Freie. Aber auch da ließ mich die Scham nicht mehr los. Ich war wohl in jenem Alter, in dem man einen Kuß, auch ohne erotischen Beigeschmack, für etwas Unwürdiges und Erniedrigendes hält. Zudem konnte ich damals noch nicht ahnen, daß in Frau Bär vielleicht durch ihr Mißgeschick mit einem unehelichen Kind, jedenfalls aber auch durch die tägliche Not, das rauhe Elend, durch die vom Alkohol längst zerrütteten Familienverhältnisse, alle ernstesten, heiligen Muttergefühle erloschen waren.

Ich konnte der Scham nicht mehr los werden, immer fürchtete ich, Hermann beginne mich

zu höhnen. Am Abend waren unser etliche Kameraden beim Spiel. Ich hörte wohl die Betzeitglocke verstummen und wußte auch, daß ich nun heimgehen sollte, aber ich ging nicht. Ich fürchtete, daß, wenn ich nun plötzlich aus dem Spiel verschwände, Hermann Glossen reißen würde. Mit einem langen Pfiff mahnte mich der Vater ans Heimgehen; ich hörte ihn wohl auch, aber ich ging immer noch nicht. Ein zweiter Pfiff ertönte, die Kameraden machten mich aufmerksam, und nun endlich sprang ich heim. Aber in der Einbildung hörte ich noch, wie Hermann zu den Kameraden sagte: Jetzt gibt ihm dann seine Mutter einen Kuß. Ich weiß nicht, ob es Hermann wirklich gesagt hat, aber ich litt unsäglich unter dieser Einbildung.

Als ich heimkam und mich der Vater fragte, ob ich seinen ersten Pfiff nicht gehört habe, da log ich. Rasch ging ich ins Bett. Nach gewohnter Art kam meine Mutter zu mir, aber nun fürchtete und schämte ich mich. Ich wollte nicht mehr geküßt sein und drehte mich der Wand zu, schützte große Müdigkeit und etwas Unwohlsein vor. Die Mutter mochte wohl etwas erstaunt sein, auch etwas ängstlich, jedenfalls fragte sie mich noch allerlei, ob dieses oder jenes mir fehle und so weiter. Ich gab immer langsamer Antwort und schließlich stellte ich mich schlafend. Ich spürte wohl mit schlechtem Gewissen, wie mich die Mutter noch lange betrachtete, aber ich verharrte in meiner Verstellung. Endlich verließ sie das Zimmer, der Mutterfuß blieb zum erstenmale aus.

Am andern Tag fürchtete ich immer, Hermann wolle nun Floß fahren; ich selbst wollte dies nun nicht mehr, um meinem Freund nicht den Spott seiner Mutter in die Erinnerung zu rufen. Er sprach glücklicherweise kein Wort davon, hat nie mehr etwas bemerkt, und auch von anderen Freunden bekam ich nie ein Spottwort zu hören. Trotzdem hatte ich immer wieder Furcht, plötzlich könnte jemand mich höhnen, daß ich geküßt werde. Der große Bub von seiner Mutter geküßt! Das Empfinden der armen Proletarierkinder, die schon früh in das rauhe, harte Leben voll Not und Sorgen ge-

stellt werden, war nicht fein genug, um den Kuß richtig als Innigkeitsausdruck einer heiligen Liebe werten zu können. Der Kuß galt als etwas Erniedrigendes.

Ängstlich vermied ich es, mit der Mutter zusammen einem Kameraden zu begegnen. Und an jedem Abend brachte ich es fertig, der Mutter etwas vorzutäuschen, durch das der Kuß unterblieb. Ich machte wohl der Mutter dadurch vielen Kummer und viel Leid, es tat mir auch in tiefster Seele weh, wenn ich sie verstimmt sah. Das Gewissen plagte mich, ich war mir meiner Sünde durchaus bewußt, bat Gott um Verzeihung und versprach ihm, der Mutter sonst doppelt lieb zugetan zu sein. Aber geküßt wollte ich nicht mehr werden. Ich schämte mich, geküßt zu werden, und ich schämte mich der Mutter zu gestehen — und das war doch wieder eine bessere Regung der Seele — was für ungebildete und schlechte Kameraden ich hatte. Ich war in einem qualvollen Zwiespalt. Schließlich ahnte wohl die Mutter etwas von meiner Veränderung. Und sie drängte mir klugerweise ihren Willen nie auf. Ich habe seit jenem verhängnisvollen Abend, als Frau Bär uns beobachtet hatte, mehr als ein Jahrzehnt lang von meiner Mutter keinen Kuß mehr erhalten. Erst als sie auf dem Totenbette lag und mit sicherem Blick ihren Weg in die Ewigkeit sah, hinüber zu jenem Gott, der alle prüft und segnet, erst da hat sie mich noch einmal mit der letzten Lebenskraft lang und innig umschlungen und unter Tränen zum wirklich letztenmal geküßt.

* * *

Und nun, liebe Leserin, die ich mir anmutig mit freundlichen Augen über diesen Zeilen denke, laß dich, wenn du Kinder hast, nicht zu sehr verstimmen, wenn sie, von einer falschen Scham geleitet, ihre eigenen Wege suchen. Die falsche Scham ist nichts Schlechtes, aber vielleicht ein fruchtbarer Läuterungsprozeß für die junge Seele, ein tastendes Wegsuchen zum ernststen und starken Bewußtsein für ein gesundes und frohes Leben.

Sauswissenschaftliches.

Heilkraft der Wachholderbeeren.

Der Wachholderstrauch ist ein wahrer Segen der Wälder. Nicht vielleicht allein deswegen, weil man aus den Beeren den bekannten Wacholder Schnaps brennt, die Wachholderbeeren

sind auch ein wahrer Schatz für die Hausapotheke. Die Beeren, welche erst im zweiten Jahre reifen, haben einen gewürzhaft süßlich-bitteren Geschmack und enthalten neben ätherischem Öle auch reichlich Zucker. Sie werden